



**Innsbruck  
Grenze Brenner-Pass**

Der Bahnhof verwaist, am Kindergarten die Rolläden heruntergelassen, die Auslagen vor den Geschäften im Hotel Post zusammengeraumt: Derart verlassen wie auf den Aufnahmen Christof Lackners ist die Grenzgemeinde Brenner in Wirklichkeit nicht; Lackner hat die wichtigsten Gebäude des Ortes für die Ausstellung „Grenze Brenner-Pass“ in klassischer Manier – also menschenleer – fotografiert. Doch tatsächlich befindet sich der Brenner seit dem Ende der Grenzkontrollen 1998 und dem Abzug der Zollbeamten in einem Zustand des Übergangs: zwischen dem Nicht-mehr eines etwas heruntergekommenen aber quirligen Örtchens, in dem der Durchreisende die letzten Lire für Südtiroler Spezialitäten, Ledertaschen, billiges Plastik-Spielzeug und einen Espresso ausgab, bevor er sich in die Autoschlange am italienisch-österreichischen Grenzübergang einreichte – und einem bislang nicht greifbaren Noch-nicht. Dass die Zukunft für den Brenner die Schrumpfung auf die Größe eines „normalen“ Bergortes bringen wird, ist kaum vorstellbar, hier, am meist frequentierten Pass der Alpen – eingequetscht zwischen Autobahn- und Eisenbahntrasse. Eher droht das Schicksal eines Transit-Unortes im großen Stil, mit Outlet-Center, Shopping-Mall und Schmuggler-Erlebnis-Park auf dem zuvor geplanten ehemaligen Grenzareal. Gegen solcherlei gedankenlose Tabula rasa (erste Abrisse gab es im vergangenen Jahr) wendet sich das gemeinsame Ausstellungsprojekt des Bozner Kuratoriums für technische Kulturgüter in Südtirol und des Innsbrucker Archivs für Bau-

kunst. Eine Musealisierung des Ortes sei sicher keine Lösung für die Zukunft, so Wittfrieda Mitterer vom Kuratorium, doch dürfe man rund um den ehemaligen Schlagbaum die „Vernetzung mit der Vergangenheit“ nicht verlieren. Neben der eingangs erwähnten Foto-Dokumentation zeigt die kompakte Schau, die derzeit in Lois Welzenbachers Adambräu in Innsbruck, dem Sitz des Archivs für Baukunst, zu sehen ist, den „Brenner in zwölf historischen Bildern“. Die mit Dokumenten, Zeitungsausschnitten, allerlei Fotos, Objekten und Zeichnungen bestückten Ausstellungs-vitrinen (Gestaltung: Klaus Jürgen Sembach) tragen Titel wie „Römerstraße“, „Deutsche Italiensehnsucht“, „Die Unrechtsgrenze“, „Ventennio Fascista“, „Widerstand + Aufbegehren in Nord- und Südtirol“, oder „Grenze ohne Schlagbaum“. Zusammen mit dem Katalog, der eine Bauaufnahme von 23 Gebäuden im Ort beinhaltet, ergibt sich ein umfassendes Bild vom Brenner-Pass. Denen zum Trost, die es im Januar nicht mehr nach Innsbruck schaffen: Geplant ist, die Ausstellung im Grenzmuseum, das im Gebäude des „Automobile Club Italiano“ am Brenner eingerichtete werden soll, dauerhaft zu zeigen. Ein Grund, bei der nächsten Italienreise hier doch einmal wieder von der Autobahn abzufahren. *fr*

**Archiv für Baukunst, Adambräu, Lois-Welzenbacher-Platz 1, 6020 Innsbruck; bis 1. Februar; Di-Fr 11–18, Sa 11–17, Do 11–21 Uhr.**  
Der Katalog, erschienen im Athesia-Verlag Bozen, kostet 20 Euro.

**Frankfurt am Main  
Architektur und Theorie**

Die Stiftung wolle „das im Wandel begriffene Verhältnis von Landschaft, Architektur, Design und Kunst beobachten, erforschen und wissenschaftlich begleiten, durch Förderung der Bildung, Kunst und Kultur auch auf internationaler Ebene“. Was wie leicht angestaubt klingt, entpuppte sich am 25. November, als die „Stiftung Städelschule für Baukunst“ zum eintägigen Symposium über „Architektur und Theorie“ ins DAM einlud, als segensreicher Anspruch. Günter Bock (1918–2002), bauender Querdenker und 1970–84 Leiter der legendären Architekturklasse an der Städelschule, hatte die Stiftung kurz vor



seinem Tod gegründet; in seinem Sinne stand die Tagung – geleitet von Luise King – gerade nicht unter dem Motto „Architekturtheorie“, sondern widmete sich „Architektur und Theorie“. Die Mannege des DAM gehörte vormittags Werner Oechslin und Gerd de Bruyn, nachmittags drei „Paaren“ aus Architekten und Kritikern: Yushi Uehara befragte höflich die japanische Architektin Kazuyo Sejima nach ihren Vorgehensweisen; Aaron Betsky – Direktor des NAI – erwies sich einmal mehr als unabhängiger Geist und neckte Ben van Berkel als einen Einkäufer weltweit gefragter (Architektur-) Waren und Ideen. Und Werner Oechslin konnte gar nicht anders, als Gion Caminadas Architektur in den Zusammenhang mit allerlei Schweizer Besonderheiten zu bringen. Oechslin begann mit der überzeugenden Diagnose, Architekturtheorie leide darunter, dass persönliche Theoretisierung a posteriori als Legitimation für wie auch immer Gebautes sehr in Mode sei. Aber etwas so Komplexes wie Architekturtheorie spiele eine autonome Rolle, die etwas Ganzheitliches betreffe – und eben nicht Einzelnes rechtfertige. Theorie als Zusammenschau von Wissen, Wollen und Können habe zu untersuchen, wie Materie in Form gebracht werde; Formgebung bilde in allen Gesellschaftsbereichen Kern und Fundament der

Links: Eingeklemmt zwischen Autobahn und Eisenbahntrasse wartet die kleine Gemeinde am Brenner-Pass auch sieben Jahre nach dem Ende der Grenzkontrollen immer noch auf ein Konzept für ihre zukünftige Entwicklung. Luftbild: Katalog

Wo über Architekturtheorie philosophiert wird, ist die „Urhütte“ nicht fern. Links unten das Häuschen des „Unabombers“ Ted Kaczynski, das aus den Wäldern Montanas zur Beweisführung in den Washingtoner Gerichtssaal transloziert wurde. Foto: Reuters

Theoriebildung, Kulturtheorie deren Verallgemeinerung. Zwar gab Gerd de Bruyn seinem Kollegen im Analytischen auf der Stelle Recht. Aber dann erzählte er eine psychologisierte Geschichte der Urhütte. Sie begann bei Vitruv, machte natürlich bei Laugier Station, bezog Wittgensteins einsame Hütte in Norwegen ein, wo ihm die Urfassung seiner philosophischen Untersuchungen gelang, und erreichte den paranoiden Rückzug des Schreiber-Sohns. „Urhütten“ der Gegenwart sind zahllos. Theoriebildung entlarve die Urhüttensehnsucht als paranoiden Versuch, die Wirklichkeit zu fliehen und habe also auch die Aufgabe, aktuelle Erscheinungsbilder alter Phänomene vielfältig zu analysieren. Als Nikolaus Kuhnert die undankbare Aufgabe anging, eine abschließende Diskussion aller Teilnehmer zu moderieren, offenbarte sich Handlungsbedarf in Sachen Architekturtheorie geradezu drastisch. Was unterscheidet sie von der Kritik? Welche Aufgaben hat sie in der Gegenwart? Was kann sie überhaupt leisten? Darüber war sich die streitlustige Runde herrlich uneinig. Die kleine Tagung in Frankfurt war ein Highlight des Jahres 2005. Wenn die wechselseitigen Einflüsse vom Denken aufs Handeln, vom Bauen aufs Theoretisieren und schließlich die Aufgaben von Theorie und Kritik mal wieder zeitgemäß geklärt werden, dann steht etwas an, was Günter Bock in seiner letzten Veröffentlichung mit einem Zitat von Fritz Neumeyer andeutete: „Theorie ist Arbeit am Begriff zum Zwecke der Verhinderung der Selbsttäuschung“ – anders ausgedrückt: zur Selbstvergewisserung. Die Lage der Architekturtheorie ist aufmunternd ungewiss. *Ursula Baus*



**Berlin-Oberschöneeweide  
Denkmalgeschützter Fernmeldekabelfabrik droht der Abriss**

Die AEG-Turbinenfabrik (1909) von Peter Behrens in Berlin-Moabit hat sich als Inkunabel des Industriebaus in der Architekturgeschichte ihren Platz gesichert. Dagegen müssen sich die noch wenig erforschten, aber ebenfalls qualitativollen AEG-Bauten der 20er Jahre ihre Beachtung erst noch erobern. Jüngsten Planungen zufolge wird einer von ihnen, die Fernmeldekabelfabrik in Berlin-Oberschöneeweide, verschwinden, bevor seine Bedeutung einer breiteren Öffentlichkeit bekannt geworden ist. Die Fernmeldekabelfabrik, auch als Gebäude A8 bezeichnet, steht auf dem Gelände des undankbaren Oberspree (KWO) am östlichen Ende der Wilhelminenhofstraße. Sie wurde 1927/28 im Zuge einer umfassenden Umstrukturierung und Erneuerung des AEG-Kabelwerkes errichtet. Entworfen hat sie der heute nahezu vergessene Architekt Ernst Ziesel (1880–1946), der als selbständiger Architekt von 1924–41 für die AEG tätig war. Ziesel überwand mit der Fernmeldekabelfabrik die Monumentalität Behrens'scher Entwürfe und setzte konsequent die Prinzipien der Neuen Sachlichkeit um: Die Treppenhäuser und Versorgungsräume wurden ausgelagert, um die hellen Produktionsräume des viergeschossigen Gebäudes frei zu halten. Im Sinne der Transparenz und Materialsichtigkeit blieben die äußeren Stahlflansche des Stahlskelettbaus unverkleidet: Deutlich heben sie sich mit einem blauen Farbanstrich von den gelben Ziegeln ab – ein Novum in der Berliner Industriearchitektur der 20er

Jahre. Wie eine Hommage an den Bauhaus-Gründer Walter Gropius wirken die verglasten Ecken der Treppentürme, die an dessen Fagus-Werk in Alfeld erinnern. Seit längerem ist beschlossen, dass die Fachhochschule für Technik und Wirtschaft auf das Gelände des Kabelwerks umziehen wird. Im Zuge dieser Veränderung sollte die seit 1977 denkmalgeschützte Fernmeldekabelfabrik eigentlich einer neuen Nutzung als Hochschulgebäude zugeführt werden. Doch die anfänglichen Planungen wurden schnell verworfen, als eine ökologische Studie im September 2005 die Kontamination des Gebäudes mit Altölen nachwies. Eine Sanierung würde – laut Planern (Architekten: Nalbach & Nalbach, Berlin) – bedeuten, dass nur das Stahlskelett und die Treppentürme im Original stehen bleiben würden und Fassadenteile, Betondecken und Wände ausgetauscht werden müssten. (Gelungene Sanierungsbeispiele etwa bei der BEWAG zeigen aber durchaus, dass sich kontaminierte Gebäude auch ohne tiefgreifenden Rückbau weiternutzen lassen.) Da sich diese Lösung aber zudem als zehn Prozent teurer als ein mit 29 Mio. veranschlagter Neubau auf den alten Fundamenten herausstellte, wurde der Abriss beschlossen. Das Bezirksamt Treptow-Köpenick hat diesem Antrag bereits zugestimmt, wogegen das Landesdenkmalamt umgehend Einspruch erhob. Nun liegt die brisante Entscheidung beim Leiter der Obersten Denkmalbehörde Berlins, Manfred Kühne. Kritiker der Planungen verweisen darauf, dass bereits 1996 auf dem KWO-Gelände denkmalgeschützte Gebäude abgerissen wurden mit der verbindlichen Zusage, dass die herausragenden

Die Fachhochschule für Technik und Wirtschaft wird auf das Gelände des Kabelwerks Oberspree umziehen. Die Fernmeldefabrik von Ernst Ziesel sollte eigentlich für die Hochschule umgebaut werden. Inzwischen gilt sie als zu stark kontaminiert und wird wohl abgerissen. Foto: Stefan Meyer, Berlin

Unten: Auch ein Fall für die Urhütten-Forschung? Der Rohbau von Carsten Wiewiorra bislang funktionslosem Gartenhaus aus Plattenbau-Platten, die dem Schredder entkamen. Foto: Torsten Seidel, Berlin



Objekte wie die Fernmeldekabelfabrik stehen bleiben würden. Wenn sich jetzt nach zehn Jahren der Bauherr, das Land Berlin, nicht mehr an diese Abmachung gebunden fühlt, auf welche Garantien können sich Denkmalschützer dann noch verlassen? Für alternative Überlegungen und Gegengutachten scheint es bereits zu spät. Wenn den Abrissplanungen nicht bald stattgegeben wird, verfallen Fördergelder für den Hochschulbau, die schon in die Kalkulation miteinbezogen wurden; wie übrigens auch der Erlös aus dem Verkauf des alten Stahlskeletts. Nachdem die Fabrik über zehn Jahre leer stand, haben sich innerhalb kürzester Zeit Sachzwänge herausgebildet, die kaum noch einen anderen Weg als den Abriss zuzulassen scheinen. Zeit, Geld und Politik: Gegen diese drei Faktoren hat die Fernmeldekabelfabrik, deren überregionale Bedeutung von allen Seiten anerkannt wird, offensichtlich keine Chance. *Anke Blümm*

**Berlin-Prenzlauer Berg  
Gartenhaus aus wieder verwendeten Betonplatten**

Das Gartenhaus im Hinterhof der Wolliner Straße in Berlin-Prenzlauer Berg sieht aus, als wäre es aus einem riesigen Baukasten gepuzzelt. Vier Platten hochkant, zwei waagrecht oben drauf, zwei Dreiecke für die Dachschräge. Auch wenn es so scheint, das Gartenhaus ist kein Serienprodukt, noch nicht. Die Bauteile stammen aus einem alten DDR-Plattenbau. Der Bauingenieur Claus Asam vom Institut für Erhaltung und Modernisierung von Bauwerken an der TU Berlin e.V. hatte sie vor zwei Jahren beim Abriss eines Elfgeschossers in Berlin-Marzahn vor dem Schredder gerettet. In einer Halle prüfte er die Teile monatelang auf ihre Festigkeit, presste, zersägte, durchbohrte sie. Er wollte herausfinden, ob sich die Wiederverwendung der Platten technisch und wirtschaftlich lohnt. Seiner Meinung nach ist der Beton von sehr guter Qualität. Gemeinsam mit Architekten hat Asam drei Testbauten errichtet und neue Formen ausprobiert. Einer dieser Architekten ist Hervé Biele, der sich auf Häuser aus recycelten Platten spezialisiert hat und unter anderem für ein Wohnhaus in Schildow nördlich von Berlin verantwortlich zeichnet. (Heft 37/05, Seite 15). Ein anderer ist Carsten Wiewiorra, der im Hinterhof seines Hauses in Prenzlauer Berg gerade einen Schuppen weggerissen hatte und eine Baugenehmigung für die sechs mal sechs Meter große Fläche besaß. Der Transport der Teile von der Halle zum Grundstück – ein paar hundert Meter Luftlinie – war im Vergleich zum Aufbau im Hinterhof ein Kinderspiel. Nur eine von drei angefragten Firmen war bereit, die fünf Tonnen schweren Platten dort hinein zu hieven. Die Teile kamen über das Grundstück des Nachbarn, gestapelt auf einem Sattelkleeper. Nach zwei Tagen Kranmanöver standen alle am richtigen Ort. 10.000 Euro hat Wiewiorra für die Montage und das Fundament bezahlt. Die Platten waren geschenkt. Jetzt will er sich ans Ausbauen machen, die Fugen vergießen, von innen dämmen und dabei neue Techniken ausprobieren, die an der TU gerade entwickelt werden. Von außen soll das Baukastensystem sichtbar bleiben, die Betonplatten werden hydrophobiert. Im Laufe des Jahres könnte das Gartenhaus zu einem neuen Ausstellungsort und für alle zugänglich werden. *Friederike Meyer*